
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 209 Bydgoszcz / Bromberg, 12. September 1937

Eine lange Nacht.

Roman von Willy Harms.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Er erschrak über die unerhörte Kühnheit. Ohne eingeladen zu sein, wollte er mit einem einfachen: „Hier bin ich!" vor Hanna Wieking treten? Das ging um alles in der Welt nicht. Ein Narr war er, der hier draußen den Maßstab verloren hatte für das, was möglich und unmöglich war.

Doch es gab kein Zurück mehr. „Morgen früh um acht Uhr sind Sie wieder hier", sagte der Feldwebel, „da nehmen Sie Ihren Urlaubsschein in Empfang. Abtreten!"

Damit war er entlassen.

Die Kompanie lag in Ruhe, sie ging in zwei Tagen wieder in Stellung. Nur der Gefreite Hinzpeter hatte keine Ruhe, und was ihm bevorstand, war schlimmer, als in eine Stellung zu gehen, wo man jeden Grashalm kannte.

„Komm mit zur Kantine!" rief Franz Hagen ihm zu, der zu seiner Gruppe gehörte.

Hinzpeter schüttelte den Kopf. In der lauten Kantine sitzen und mit Kameraden sprechen, als sei nichts geschehen? Nein, allein mußte er sein und die Riesendummheit überdenken, in die er eben hineingetappert war. Oder hatte er keine Dummheit begangen, sondern keck zugegriffen nach dem Schönsten, was nur für die erreichbar war, die sich Kinder des Glücks nennen durften?

An einem Grabenrand setzte er sich und grübelte, grübelte in der Hauptsache darüber, ob er Hanna wenn er sie nun schon überrumpelte, gleich mit dem Du anreden durfte. Im Brief ging das allenfalls, aber unbeholfen würde er sein und kein Wort hervorbringen können, wenn er wirklich vor ihr stand. Aber sollten sie tun, als seien sie sich noch fremd? Das ging nach den vielen Briefen auch nicht. In eine böse, verzwickte Lage hatte er sich hineinmanövriert.

In der Nacht schlief er herzlich schlecht. Aber das lag nicht an der harten Matratze aus grobem Maschendraht; daran hatte der Körper sich längst gewöhnt. Zwischen Wachen und Traum faßte er den Entschluß, am nächsten Morgen auf die Schreibstube zu gehen und auf den Urlaub zu verzichten. Es schien ihm beinahe leichter, im Graben auf das Zeichen zum Sturm zu warten, als morgen in Semide den Urlauberzug zu besteigen. Doch dann vergaß er, daß er nicht fahren wollte. Denn es fiel ihm plötzlich ein, daß er Hanna etwas mitbringen mußte. Es war ein Unding, mit leeren Händen vor sie hinzutreten. Aber was sollte er mitnehmen? Die Kantine versagte hier. Ein halbes Pfund Kunsthonig? Kam nicht in Frage. Jemand um Rat fragen, der Erfahrung hatte in diesen Sachen? Ausgeschlossen. Seine Hanna war ihm zu schade für dumme Witze. Am Morgen durchwühlte er hastig die Brieftasche. Nichts fand er darin, als den kleinen Granatsplitter, der ihm den Helm zerbeult hatte. Er war sich nicht sicher, wie Hanna ein derartiges Geschenk aufnehmen würde.

Ach, dummes Zeug war alles!

Rasch lief er nach der Bretterbude, um den kostbaren Schein zu holen, und dachte nicht ein einziges Mal daran, daß er sich in der Nacht vorgenommen hatte, nicht zu fahren. Ein prickelndes Gefühl der Freude war in ihm, als er das Papier sorgfältig verwahrte, und die Freude kümmerte sich nicht um die tausend Fragezeichen, die ihn begleiteten auf dem Fußmarsch nach Semide, die mit ihm übere Sedan und Givet und dann durch das schöne Maastal fuhren, die erst recht lebendig wurden, als der „Muz", der Militär-Urlauber-Zug, ihn durch deutsche Gaue führte. Ihm war, als habe der Zug eine beängstigende Geschwindigkeit. Zum ruhigen Überlegen, wie es nun eigentlich in Rostock werden sollte, kam er gar nicht.

Von Hamburg an hatte er den fahrplanmäßigen Zug zu benutzen, und gut eine Stunde mußte er in der großen Halle auf den Anschluß warten. In dieser Wartestunde, in der er sich nur den Kopf darüber zerbrach, wie er seinen Überfall in der Schnickmannstraße vor Hannas Eltern begründen sollte, hatte er plötzlich eine Eingebung, die ihn glücklich machte: Er schickte ein Telegramm an Hanna, daß er kurz vor fünf Uhr in Rostock eintreffen werde.

Wie eine Befreiung empfand er seine Tat. Eine Lücke war ausgefüllt, über die er bisher gedanklich nicht hinwegkommen konnte. Er konnte nicht zu Frau Wieking sagen: „Ich bin der Gefreite Hinzpeter, der von Ihrer Tochter ein Weihnachtspäckchen bekommen hat. Und nun will ich vierzehn Tage bei Ihnen auf Urlaub bleiben." Das wäre eine Unmöglichkeit gewesen. Doch durch das Telegramm war er entlastet. Nun trug Hanna die Verantwortung für das, was kam. Er hatte für sich zu sorgen bis zum Rostocker Bahnhof, nachher bestimmte Hanna über ihn. Er vermochte sich nicht vorzustellen, was nach fünf Uhr wurde. Ein dunkler Vorhang versperrte innerlich die Sicht. Hinter dem Vorhang war Hanna, sie hatte die Spielleitung. Aber wenn sie nun sagte, daß das Spiel eben Spiel sei und — nichts weiter? Wenn er mehr darin gesehen habe, so liege das an seiner Weltfremdheit? Was dann?

Mit diesen Gedanken stieß er sich herum bis zum Rostocker Bahnhof. Als er aus dem Zug geklettert war, stand er ratlos im Menschengewühl. Ein Herzklopfen spürte er bis in die Kehle hinein. Sollte er nun seinen Tornister umhängen oder nicht? Wie sollte er Hanna finden? War sie überhaupt auf dem Bahnhof? Hatte sie den eigentlichen Sinn seines Telegramms, der eine Bitte um Hilfe war, verstanden? Es schien ihm undenkbar, daß er allein nach der Schnickmannstraße gehen könnte. Er fühlte eine Enttäuschung und kam sich sehr verlassen vor.

„Dummer Bub!" Die Stimme war dicht hinter seinem Ohr.

Wie eine Feder schnellte er herum. Seine Backen waren rot vor Freude und Verlegenheit. Ja, das war Hanna! Mit einem guten Lachen stand sie vor ihm, und — sonderbar! — keine Spur von Verlegenheit merkte er an ihr.

„Wenn du Joachim Hinzpeter bist, darfst du mir die Hand geben. Oder besteht euer Gruß im Felde darin, daß

ihr ahnungslosen Mitmenschen den Tornister auf die Füße werft?“

Richtig! Er hatte eben, als er unvorbereitet Hannas Stimme gehört hatte, den Tornister an den Schulterriemen herumgerissen, hatte ihr weh getan.

„Ich bitte sehr um Entschuldigung, Fräulein Wieking —“

Sie ließ ihn den Satz nicht zu Ende stottern.

„Hanna heiße ich, verstanden? Hast du es auf der Eisenbahnfahrt vergessen, daß es in deinen Briefen nie ein „Fräulein Wieking“ gegeben hat? Lassen wir es beim alten Brauch. — Aber nun komm! Wir sind ohnehin die letzten auf dem Bahnsteig. Häng' deinen Tornister um, damit du deine Hand frei hast. Hand in Hand mit meinem unbekannten Soldaten will ich durch die Sperre gehen.“

Sie gingen wirklich Hand in Hand durch den Tunnel und die Treppe hinauf. Unwirklich war alles. Und wunderschön — —

„Soll ich nun du sagen, Hanna Wieking?“

„Probier, ob es geht!“

„Du!“

„Fein! Du kriegst eine blanke Eins. Vielleicht hast du unterwegs kräftig geübt?“

„Ach, gar nicht! Angst habe ich gehabt, richtige, helle Angst — vor dir — vor unserem Zusammensein.“

„Und nun bist du überrascht, daß ich gar nicht so bösartig bin, wie du befürchtet hast?“

„So habe ich das doch nicht gemeint, du. Ich wollte nur sagen —“

„Sag es mir nachher. Hier vor der Sperre gibt es sonst eine Verkehrsstockung.“

Dann waren sie draußen auf dem freien Platz vor dem Bahnhofsgebäude. Wieder griff er nach ihrer Hand. Das war nun schon sein gutes Recht.

„Woran hast du mich denn eigentlich erkannt, Hanna?“

„Es war nicht übermäßig schwer. Nach deinen Briefen hatte ich mir ungefähr ein Bild von dir gemacht; die kleine Gruppenaufnahme hat nichts zur Vervollständigung beigetragen. Aber der Soldat, der vor dem Zug stand und nichts mit sich anzufangen wußte, stimmte haargenau mit meinem Briefschreiber überein. — Seid ihr immer so tapfer dort draußen?“

„Die Fahrt hierher hatte nichts zu tun mit der Tapferkeit des Grabens, nur eine Nervensache war sie. Tausendmal war ich drauf und dran —“

„aus dem Zug zu springen. Das weiß ich, ohne daß du mir es sagst.“

„Woher?“

„Weil ich glaube, dich schon ein wenig zu kennen.“

„Meine Unruhe war berechtigt. Ich bin drauflosgefahren, ohne daß ich dich vorher nur benachrichtigt hatte. Lieb und sorglich bist du immer in deinen Briefen gewesen, aber das war noch lange kein Grund, dich einfach zu überfallen.“

„Und warum hast du es dann doch getan, du Dummer?“

„Weil — weil —“

„Ich glaube, Joachim Hinzpeter, daß es dir auf der Straße schwer wird, die Gründe für dein Kommen einzeln herzuzählen. Wir biegen links ab und gehen durch die Wallanlagen. Dort hast du Ruhe, um deine Gedanken zu sammeln.“

Unsicher sah Hinzpeter sie von der Seite an. Sprach sie im Ernst, oder neckte sie ihn nur? Lief ein spitzbübisches Lächeln über die Züge?“

„Wunderschönes Haar hast du, Hanna.“

„Ist diese Bemerkung über das Haar etwa ein Ablenkungsmanöver?“

„Blondes Wikingerhaar paßt zu dir. So habe ich mir dich gedacht.“

„Und sonst? Vom Haar abgesehen? Ich mutmaße, daß du zufrieden wärst, wenn ich weniger kratzbürstig wäre. Mutter meint manchmal, daß ich von dem eigentlichen Mädchenhaften keine Spur hätte. Aber damit mußt du dich abfinden, Joachim Hinzpeter.“

„Dafür bist du ein Mensch, Hanna, dessen Führung man sich blindlings anvertrauen kann. Eine sichere Hand hast du.“

„Weil ich dich ohne Umwege in diese stillen Anlagen geführt habe? Der Steig ist gerade so breit, daß zwei dicht nebeneinander gehen können.“

„Das ist vernünftig von dem Steig.“

„Taust du schon auf? Dann bist du ein gelehriger Schüler. Aber hier sind wir nun allein, und du kannst mir die Gründe für dein Kommen aufzählen, brauchst nicht zu befürchten, daß ein anderer sie aufschnappt. Wenn es dir lieber ist, setzen wir uns auf die Bank. Mach's dir bequem und leg' den Tornister ab. So ganz schnell wirst du mit deinen Ausführungen wohl nicht fertig werden. Der Schwan da drüben wird sich durch uns nicht stören lassen. — Also nun schieß los. — Eins vorweg; du hast mir mit deiner Reise gewaltige Achtung eingeflößt. Ich hätte sie dir nicht zugetraut. Sie ist eine Großtat.“

Unsäglich wohl fühlte sich der Gefreite Hinzpeter in Hannas Nähe. Diesen neckischen Ton kannte er nicht. Er hätte immer nur zuhören mögen. Aber nun sollte er sprechen, sollte er die Gründe für seine verrückte Urlaubsfahrt darlegen. Sie erschien ihm aber gar nicht mehr so verrückt, sondern war plötzlich eine Selbstverständlichkeit geworden. Darum ließ sie sich auch schwer begründen.

„Soll ich dir helfen, Joachim Hinzpeter?“

„Tu's, Mädel, mir ist, als kenntest du meinen letzten Gedanken.“

„Und wenn ich nun daneben rate?“

„Dann — dann —“

„Dann werde ich dir das Wort erteilen, damit du mich berichtigen kannst.“

„Die Abmachung soll gelten.“

„Ich nehme an, daß du gekommen bist, weil wir uns durch unsere Briefe ein wenig liebgewonnen haben.“ Sie sagte das in einem leichten Plauderton, als erzähle sie von den dunklen Wacholdern, die auf der anderen Seite des ehemaligen Stadtgrabens ihr dunkles Wintergrün zur Schau stellten.

Joachim Hinzpeter packte ihren Arm; ansehen sollte sie ihn. Er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Sein Körper flog.

„Hanna — Hanna!“

„Ob ich recht habe, sollst du mir sagen!“

„Glaub' mir, daß ich seit Weihnachten keine Stunde ohne dich gewesen bin.“

„Dann darfst du mir jetzt einen handfesten Verlobungskuß geben, mein Bub.“

Da riß er sie an sich. Alles versank: Krieg und Urlaub und Umgebung. Es gab auf der Welt nur noch Hanna Wieking.

„So, Joachim, nun empfiehlt es sich wohl, daß du eine kleine Pause einlegst, damit ich mein Haar wieder in die Falten der bürgerlichen Ordnung legen kann; du hast es ziemlich durcheinander gebracht.“

„Verzeih, Hanna —“ Verdutzt sah er sie an.

„Es ist nichts zu verzeihen, Dummer. Der alte Herr drüben — ich meine den mit dem weißen Spitzbar[illegible]ut mir leid. Er möchte gern an uns vorbei, will uns aber augenscheinlich auch nicht stören. Er beobachtet schon seit geraumer Zeit die Wildenten auf dem Wasser. Auf die Dauer dürfte ihm das langweilig werden.“

Joachim bewunderte Hanna. Sein Atem ging vor Erregung stoßweise, er hatte Mühe, sich notdürftig zu sammeln, um ruhig zu scheinen, als der alte Herr vorüberschritt. Hanna dagegen meisterte überlegen die Stunde. Wie ein Rätsel war das. Sie würde auf jede Menschenfrage eine Antwort wissen.

In glücklichem Schweigen blickte er auf die Frühlingsblumen am jenseitigen Hang.

„Woran denkst du, Bub?“

„An dich. Wie ich es in den letzten Monaten immer getan habe. Und wenn ich zurückkommen sollte aus dem Krieg —“

„Ich habe dir geschrieben, daß du zurückkommst.“

„Ich hoffe es ja auch, nur —“ An die Somme dachte er. In eine brüllende, knatternde Feuerwand war die Kompanie hineingelaufen. Nicht viel mehr als drei Dutzend Männer waren zurückgekommen.

„Es gibt Dinge, die kein Deuteln und kein Reden vertragen, die man nicht zerpflücken kann Ich glaube an unser Glück, Joachim, darum kommst du wieder.“ Sie ver-

fiel in ihren neckischen Ton. „Und wenn du nun in meiner Antwort eine Liebeserklärung zu sehen meinst, will ich dich gern in diesem Glauben lassen. Es war nämlich wirklich eine. So, nun hast du einen Überblick über die Lage, und es dürfte an der Zeit sein, daß wir weitergehen. Zu Hause erwartet alles den Krieger."

„Mir ist gar nicht kriegerisch zumute, wenn ich an deine Eltern denke. Wie soll ich mein Kommen begründen?"

„Ich bin bereit, die Begründung für dich zu übernehmen."

„Was wissen sie überhaupt von mir?"

„Daß du ein ziemlich närrischer Kauz bist, der es sich in den Kopf gesetzt hat, seinen Weihnachtsengel kennenzulernen."

„Aber ich will doch viel mehr: ihn nicht bloß kennenlernen, sondern haben!"

„Was die Sache vereinfacht. Aber zerbrich dir vorher nicht den Kopf. Alles wird ganz einfach und natürlich sein. Niemand wird dir etwas tun. Wenn alle Stränge reißen, bin ich auch noch da."

Nur halb beruhigt ging er neben ihr her.

In der Schnickmannstraße sagte Hanna: „In fünf Minuten hast du alles überstanden."

„Ich komm mir vor wie ein Schuljunge, der mit seiner Mutter zum erstenmal zur Schule geht."

„Den Eindruck habe ich von dir auch. Aber nun sind wir am Ziel."

(Fortsetzung folgt.)

Verlobung im Pfarrgarten.

Humoreske von Jobst Jupp.

Inzwischen ist Adelheid Hassewind in die Jahre gekommen, da nicht einmal der Leibhaftige daran denken würde, sich mit ihr zu verloben. Sie strickt immer noch Strümpfe für die armen Waisenkinder. Sie hält sich einen Kanarienvogel und ein Harmonium, das man kraft einer sinnreichen Einrichtung nur mit einem Finger zu spielen braucht, um doch volle, dröhnende Akkorde zu erzeugen. Mit diesen Klängen tröstet sie ihre einsame Seele.

Die Strümpfe für die armen Waisenkinder stellte sie schon her, als sie noch siebzehnjährig unter der Obhut ihres Vaters, des wackeren Pfarrers Hassewind, zu Hödigenwalde ihre Tage dahinlebte. Sie war ein bißchen pummelig geraten, und die dünnen Zöpfchen hingen ihr wie kleine Vogelschaukeln um die rosigen Öhrchen.

Da geschah es eines Tages, daß ihr Vater in den Garten rief: „Adelheid, wir haben Besuch bekommen!" Weil ihre Mutter nicht mehr lebte, hatte sie in solchen Fällen die Pflicht, dem Gast zu sagen: „Seien Sie uns herzlich willkommen!" Meist begleitete sie solchen Gruß mit einem zarten, jüngferlichen Erröten, was seit alters den Worten junger Mädchen einen besonderen, wenn auch nicht gerade originellen Reiz gibt. Zu solchem Erröten war in diesem Fall um so mehr Anlaß, als es sich bei dem Gast um einen semmelblonden, gleichfalls ein wenig pummeligen Jüngling handelte, den der Herr Pfarrer scherzhaft mit „Herr Amtsbruder" anredete. Er war nämlich Studiosus der Gottesgelahrtheit und mit irgend einer Empfehlung auf seiner Wanderung im Hause Hassewind eingekehrt.

Es waren sehr schöne Tage. Im Garten dufteten die Rosen, summten die Bienen und sangen die Vögel, ganz wie es sich für einen prächtigen Sommer gehört. Und eines Nachmittags tat der Herr Pfarrer ein übriges: er erinnerte sich seiner guten Weine und veranstaltete mit dem jungen Amtsbruder unter munteren, wenn auch sicher nicht ausgelassenen Reden einen kräftigen Dämmerschoppen . . .

Solche Dämmerschoppen haben auch bei Theologen die Eigenschaft, daß sie den Geist beschwingen, zumal, wenn der fröhliche Zecher nach einer Weile an die frische Luft geht. Und auch unser Studiosus, mit Namen Peter Hasenpusch, war in jenem Zustand, der einen geneigt macht, die Welt zu umarmen.

So gestimmt, begegnete er auf seinem Spaziergang durch den Pfarrgarten Fräulein Adelheid, die dabei war, für den morgigen Mittagstisch Bohnen zu pflücken; eine zwar prosaische Beschäftigung, die aber in den Augen des Peter Hasenpusch der gute Wein so sehr verklärte, als ob dem jungen Mann die heilige, Rosen pflückende Elisabeth gegenüberstünde. Er half ein paar Salatböhnchen, die für Fräulein Adelheid allzu hoch hingen, herunterholen, und als sie sich einmal allzu sehr in das hölzerne Bohnengestänge neigte und darin mit ihren Schaukelzöpfchen hängen blieb, half er ihr ritterlich, die blonde Fessel zu lösen. Dies war zweifellos ein rechter Anlaß für die liebliche Pfarrerstochter, über und über zu erröten. Da nahm den jungen Studenten eine verständliche, wenngleich kaum zu billigende Kühnheit beim Wickel: auch er errötete jählings, griff nach den dicken Bäckchen von Adelheid Hassewind und küßte sie einmal herzhaft auf den roten Mund.

Der Mund blieb eine Weile offen. Dann aber verzog er sich zu einem sehr verlegenen Lächeln. Eilig griff Adelheid nach dem Bohnenkörbchen und lief schnurstracks ins Haus. Der verblüffte Studiosus aber hörte von drinnen ihre Stimme rufen: „Vater, wir haben uns soeben verlobt!"

Das hatte Peter Hasenpusch mit dem Kuß nicht gemeint. Aber da es auch die Magd des Hauses gehört und die freudige Nachricht binnen einer halben Stunde im Dorf herumgetragen hatte, so daß bereits die ersten Gratulanten über den Gartenzaun guckten, da Peter Hasenpusch überhaupt nicht wußte, wie man sich bei Verlobungen, geschweige denn bei solchen unfreiwilliger Art zu verhalten hat, ließ er es mit einem heimlichen Seufzen und einem sauersüßen Lächeln zunächst bei dem so leichtsinnig heraufbeschworenen Zustand.

Am Abend gab es Heringssalat. Und der war dank der Magd und ihrer Künste so vorzüglich, daß er auch größere Mengen Alkohols niederzuschlagen vermochte, als sie der Studiosus der Gottesgelahrtheit zu sich genommen. Mit dem Alkohol aber verflüchtigte sich auch die Poesie, und als Peter Hasenpusch abends zwischen den getürmten Kissen des Gastbettes saß, überkam ihn ein beträchtlicher Katzenjammer.

Je mehr er über seine eilige Verlobung nachdachte, desto schneller geriet er in einen Zustand, in dem der Teufel leichtes Spiel hat. Und dieser Teufel flüsterte Peter Hasenpusch in der ihm eigenen Sprache ins Ohr: „Mensch, reiß doch aus!" Erst warf Peter Hasenpusch solchen Gedanken weit von sich; dann aber stürzte er plötzlich in seine Hosen und auf seinen Koffer und schlich klopfenden Herzens über die knarrende Treppe hinunter.

Bevor Hasenpusch aber die untersten Treppenstufen erreicht hatte, trat er auf etwas Weiches. Das Weiche schrie jämmerlich, und er bekam solchen Schrecken, daß er das Gleichgewicht verlor und mit seinem Koffer polternd den Rest der Treppe hinunterfuhr. Davon erwachte die Magd. Zitternd öffnete sie ihre Kammertür neben der Küche und sah im blassen Mondlicht erstens die Hauskatze mit krummem Buckel und gesträubten Haaren auf der Treppe stehen, zweitens aber eine dunkle Gestalt mit fliegenden Rockschößen durch das geöffnete Fenster der Diele verschwinden.

Wer täglich dazu angehalten wird, Zwiesprache mit den Engeln zu halten, der ist auch stets darauf gefaßt, eines Tages dem Teufel zu begegnen. Sie stellte ihre Kerze auf den Boden, schlug ihre Nachtjacke vors Gesicht und schrie: „Zu Hilfe, der Satan!" Und es half nichts, daß ihr der Pfarrer klarzumachen versuchte, der Satan trüge keine Rockschöße, geschweige denn einen Koffer, — auch am hellichten Tage blieb die Magd dabei, daß der Herr Studiosus Peter Hasenpusch wegen übermäßigen Alkoholgenusses nächtlicherweile vom Satan geholt und in einem Koffer von dannen getragen worden sei.

Fräulein Adelheid aber, die in einem hinteren Trakt des Hauses schlief und von dem ganzen Spuk nichts gehört hatte, äußerte am nächsten Morgen einen zwar rätselhaften, aber richtigen Gedanken. Sie hob hochmütig den Kopf und sagte: „Wenn hier ein Satan war, dann habe ich mich gestern mit ihm verlobt!" Sie vereinte von dieser Stunde an ihre Schaukelzöpfchen zu einem kleinen, gestrengen Knoten und reihte sich in die Heerschar derer ein, die der Welt zeitlebens böse sind, weil sie einmal eine Enttäuschung erlebt haben.

Prozesse gegen Tiere.

Merkwürdige Gerichtsverhandlungen des Mittelalters.

In alten Juristenchroniken aus dem 14. bis 16. Jahrhundert sind uns seltsame Kriminalprozesse überliefert, die man gegen Tiere anstrengte. Mit großer Umständlichkeit und kaum glaublichem Ernst leitete die Gerichtsbarkeit des Mittelalters ein Strafverfahren gegen jedes Tier ein, das sich an menschlichem Gut vergangen oder gar einen Menschen angegriffen und verletzt hatte. Eine große Anzahl solcher Prozesse fand gegen Schweine statt, die mit besonders verbrecherischen Gelüsten und Eigenschaften ausgestattet schienen. Im Jahre 1266 wurde in der französischen Stadt Fontenay aux Roses ein langwieriges Gerichtsverfahren gegen ein Schwein durchgeführt, das ein kleineres Kind durch Bisse tödlich verletzt hatte. Die Rechtsbegriffe des Mittelalters verlangten mit für moderne Begriffe unverständlicher Logik und Konsequenz für den Mörder aus dem Tierreich dieselbe Strafe wie für den menschlichen Verbrecher. Das schuldige Schwein wurde also von dem Vater des getöteten Kindes angeklagt und zunächst eingekerkert. Dann wurde es dem Richter vorgeführt, der nach stundenlanger Zeugenvernehmung und Beratung sein „schuldig" über das unglückliche Tier aussprach. Unter dem Beifall der zahlreichen Zuhörer wurde das Schwein zum Tode auf den Scheiterhaufen verurteilt. Da es sich um einen besonders schweren Fall handelte, mußte das bedauernswerte Tier noch schwere Martern aushalten, ehe es — in menschliche Kleider gesteckt — auf den Marktplatz geschleppt und unter den Verwünschungen der Bevölkerung bei lebendigem Leibe verbrannt wurde. In weniger schweren Fällen wurde das Tier erwürgt und an den Hinterbeinen am Galgen oder an der Gerichtseiche aufgehängt. Mehrere solcher Prozesse sind uns aus dem 14. Jahrhundert aus Deutschland und Frankreich überliefert.

Oft mußten auch unschuldige Tiere für den sinnlosen Aberglauben der mittelalterlichen Menschen büßen. In der Schweiz lebte z. B. der Glaube, daß schwarze Hähne Unheil brächten. Sie sollen nämlich Eier legen, aus denen nach sieben Monaten giftige Schlangen auskriechen. Diesem Aberglauben fiel mancher harmlose Hahn zum Opfer. Aus dem Jahre 1474 ist ein Fall bekannt, in dem ein schwarzer Hahn auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, weil er angeblich ein Teufelsei gelegt hatte. Natürlich wurden auch die Hausgenossen von Hexen, die angeblich bei dem Teufelsspuk Hilfsdienste leisteten, zum Tode verurteilt. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts sind mehrere Hexenprozesse in Deutschland bekannt, bei denen bei der Hinrichtung der „überführten" Hexe auch ihre „Helfershelfer", Katzen, Böcke, Ziegen usw. auf grausame Art getötet wurden. Selbst größere Tiere, Pferde, Kühe, Bullen, die einen Menschen verletzt hatten, wurden vor den Richter geschleppt und grausam zu Tode gequält. Im Jahre 1488 wurde in einer kleinen deutschen Stadt ein Esel, der seinen Herrn abgeworfen hatte, der sich dabei die Knochen brach, zum Tode durch den Strang verurteilt.

Manchmal nahmen diese Prozesse auch geradezu groteske Formen an, zumal, wenn es sich um ein Gerichtsverfahren gegen Insekten und Ratten oder andere Schädlinge aus dem Kleintierreich handelte. Wenn man die Angeklagten nicht fassen konnte, so kamen sie vor das geistliche Gericht, dessen höchste Strafe Acht- und Bannfluch war. In Pontmarteau in der Provinz Auvergne hatten die Raupen in Wald und Feld großen Schaden angerichtet. Sie wurden von den betroffenen Bauern angeklagt, woraus sich ein Riesenprozeß entwickelte. Das Parlament ließ öffentlich eine feierliche Vorladung verkünden, der aber die Raupen in „trotzigem Übermut", wie es in den Akten heißt, nicht Folge leisteten. Um ganz gerecht zu sein, wurden den Angeklagten sogar ein Verteidiger gestellt, was aus der Aufstellung der Gerichtskosten hervorgeht. Der Verteidiger führte aus, daß die Bäume und Sträucher doch eigentlich den Raupen zur Nahrung bestimmt seien. Der Richter ließ sich aber nicht erweichen und verkündete das Todesurteil. Diese Entscheidung ist gewiß zu billigen, nur fehlte es leider an den Mitteln, das weise Urteil zu vollstrecken. Man forderte nochmals die Raupen auf, sich an einer bestimmten Stelle im Walde zu versammeln, um dort ihre Strafe auf sich zu nehmen — auch diese unglaubliche Tatsache bestätigen authentische Urkunden! — und als diese Aufforderung abermals erfolglos blieb, mußte das Verfahren eingestellt werden, und die ungehorsamen Raupen wurden mit einem geharnischten Bannfluch bestraft.

Aus dem 15. Jahrhundert ist uns ein Prozeß gegen eine bestimmte Käferart, die sogenannten spanischen Fliegen, überliefert, die einen großen Landstrich des Kurfürstentums Mainz übel zugerichtet hatten. Auch diesen Tieren wurde „in Anbetracht ihrer Kleinheit und Jugend" ein Anwalt gestellt, der zur Verteidigung beteuerte, daß die spanischen Fliegen gern sozusagen als ehrliche Insekten leben würden, wenn man ihnen ein geeignetes Betätigungsfeld einräumen würde. Der einsichtsvolle Richter ließ den Insekten ein bestimmtes Revier anweisen, in dem sie bleiben durften und viele Jahre lang — so heißt es in dem Bericht — waren die spanischen Fliegen bemüht, die Grenzen dieses Bezirks nicht zu überschreiten. — Mit demselben Ernst schritt man gegen Ratten, Mäuse, Schnecken, Engerlinge und anderes Ungeziefer ein. Meist wurden die Tiere durch einen öffentlichen Ausrufer aufgefordert, binnen drei Tage das befallene Gebiet zu räumen, und erhielten als Strafe je nach der Art des Vergehens länger und kürzer befristete Bannflüche. Derartige Prozesse kamen sogar noch im 17. Jahrhundert vor.

Die Tiergerichtsbarkeit des Mittelalters umfaßte eine Unzahl von Gesetzen mit ausführlichen Paragraphen und langatmigen Erklärungen, die sich die Juristen nicht selten zum Studium machten. Über das Thema der Kriminalprozesse gegen Tiere sind ernstgemeinte Arbeiten und dicke, gelehrsame Bände geschrieben worden, die uns zum größten Teil als wertvolle Dokumente für den Geist des Mittelalters erhalten sind.



Bunte Chronik



Schwarze Rosen.

Ein 74jähriger Pastor und Blumenforscher in Santa Barbara in Kalifornien hat endlich die schwarze Rose gezüchtet. Es handelt sich hier nicht nur um eine schwarzrot gefärbte, sondern um eine echte tiefschwarze, samtfarbige Rose, die bisher noch ganz einzigartig ist. Ferner sind in Kalifornien und auch in Bulgarien regelrechte Rosenbäume gezüchtet worden, von denen einzelne Exemplare bereits eine Höhe bis zu vier Metern erreicht haben. Einem Rosenzüchter in Kalifornien ist es sogar gelungen, einen Rosenbaum von 6,5 Metern Höhe zu züchten, der zur Blütezeit einen ganz phantastischen Anblick bieten soll.



Lustige Ecke



Der praktische Schirmhändler.



„Möchten Sie vielleicht den neuen Schirm probieren, Fräulein?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.